

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **70 (1990)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Herbert Lüthy

Necker in Gips, in Wachs und in Öl

Nachlese zum Sturm auf die Bastille

Mit der stummen Mahnung einer Necker-Biographie, deren Lektüre und Rezension ich ungebührlich verschleppt habe, obwohl ich darin als eine der meistzitierten Quellen vorkomme, ereilt mich das bis zum Überdruß vermarktete Revolutions-Bizentenarium doch noch knapp vor Tor-schluss¹. Wolfgang Oppenheimer hat sich spät, doch kühn und weit ausgreifend, dem Genre der historischen Biographie zugewandt. Drei Jahre nach dem Kahlenbergjahr und zum 250. Todestag des Prinzen Eugen, des hochgemuten Feldherrn und Staatsmanns eines im Kampf gegen den Grosstürken und den Sonnenkönig neu erstehenden Mitteleuropa, war Oppenheimer rechtzeitig mit einer Biographie des edlen Ritters aus dem Haus Savoyen zur Stelle. Nun legt derselbe Autor pünktlich zum 200. Jahrestag des Bastillesturms die erste in deutscher Sprache verfasste Biographie Jacques Neckers vor, des *«Finanzministers am Vorabend der französischen Revolution»*, wie der zurückhaltende Untertitel sagt. Dieser im vergangenen Sommer als universales Medienereignis zelebrierte 14. Juli 1789 (*«Ist es eine Meuterei?» — «Nein, Majestät, es ist eine Revolution!»*), an den das unter der Regie Neckers eingeleitete Reformexperiment der Generalstände in die fortan ihrer verwirrenden Eigengesetzlichkeit folgende Staats- und Gesellschaftsumwälzung umkippte, war tatsächlich die unmittelbare Folge der staatsstreichartigen Entlassung dieses als Plebejer, Ausländer und Protestant gleich ungewöhnlichen Ministers, der in einer Person die Sache des Dritten Standes, die Zahlungsmoral des Staates und die Brotversorgung der Hauptstadt zu gewährleisten schien. Jacques Necker, dessen Vater aus Küstrin nach Genf zugewandert war, um dort in hannoverschen Diensten ein Schulpensionat für junge Engländer zu führen, und dabei auch gleich Genfer Gattin, Bürgerrecht und Honorarprofessur erworben hatte, war als Genfer Bürger geboren und ist es auch als internationaler Finanzmann in Paris und noch als Erster Minister des Königs von Frankreich ostentativ geblieben; und angesichts des ungewissen Status der Republik Calvins als Verbündete der protestantischen Orte hat schon in jener

Zeit fast jedermann die *Parvulissima Respublica* als Teil des komplizierten eidgenössischen Staatsgebildes betrachtet. Es ist also legitim, Necker in die Galerie der grossen Auslandschweizer in der Genfer Sektion des Höhenwegs der Schweiz einzureihen, und seine gravitatische Physiognomie hätte einer der neu konzipierten schweizerischen Banknoten wohl angestanden, damit auch einmal ein grosser Schweizer Bankier einen solchen Geldschein ziere — gemäss den neuen emanzipatorischen Auswahlkriterien am besten gleich als Gruppenporträt mit seiner ebenbürtigen Gattin Suzanne Curchod und der genialen Tochter Germaine de Staël.

So staunenswert die thematische Spannweite des Autors, so hart und steinig ist doch der Weg von der reichen, farbigen und weiträumigen Welt Eugens, des edlen Ritters, in die Unanschaulichkeit der überdies kaum dokumentierbaren Tätigkeit des Bankiers und Generalkontrolleurs der Finanzen, aus der dem Biographen oft nur die Flucht in die Anekdote oder in den Salon übrigbleibt, über dessen geistreiche Gespräche M^{me} Necker als rührige Impresaria in schweigsam brütender Anwesenheit oder gährender Abwesenheit des Hausherrn präsierte. Die Vorstellungskraft des lesenden Publikums scheint bei der Darstellung von Haupt- und Staatsaktionen bis zurück zu den Perserkriegen und Alexanderschlachten immer auszureichen, um mindestens die Illusion des Begreifens strategischer und logistischer Grundzüge zu vermitteln; aber für ein begreifendes Nachvollziehen technisch ungewohnter Operationsweisen einer Handelsbank oder eines Schatzamts im *Ancien Régime* scheint keine Leserphantasie hinzureichen, selbst wenn sie sich bei der blumigen Lektüre des neuesten Finanzfeuilletons die Illusion des Verstehens zu wahren weiss. Noch steiniger wird der Weg zur Neckerschen Welt durch die eigentliche Sprachlosigkeit des Deutschen in finanziellen und monetären Dingen: die deutsche Sprache hat im 18. Jahrhundert keine Terminologie zur Benennung und Beschreibung solcher Geschäfte entwickelt oder auch nur übernommen und sich einverleibt, sie hat sich auch in Schrift und Druck mit einem radebrechenden Rotwelsch beholfen, das zwar grossenteils welsch, aber sonst um keinen Deut besser war als der Cash-und-Crash-Slang heutiger Finanzanalysten, denen bei Anläufen zu Lesbarkeit auch nur die Flucht in die Metapher, die Umschreibung und die Verschwommenheit übrigbleibt.

Doch die Verfremdung geht tiefer. Der europäische Kontinent des vorrevolutionären 18. Jahrhunderts lebte noch ganz in den Regeln, Formeln und Prozeduren eines Handels- und Wechselrechts, das sich seit den Handelsmessen des Spätmittelalters in ständiger Harmonisierung mit kanonischem Recht und spätscholastischer Lehre fortentwickelt und eingespielt hatte und das inzwischen sogar für viele Wirtschaftshistoriker unzugänglicher geworden ist als alle technischen Schwierigkeiten, Leistungen und Zwänge

jener abenteuerlichen Weltwirtschaft der Segelflotten und Karrenwege. Dieses vorindustrielle und vorrevolutionäre Kontinentaleuropa hatte für alle Kredit- und Transfersgeschäfte eine in sich kohärente Kasuistik von Chance und Risiko, Wette und Glücksspiel ausgebildet, die — auch zur Rechtfertigung des theologisch skandalösen Gewinns aus Geldgeschäften — das aleatorische Element jedes Termingeschäfts, also jedes Kredits und jeder örtlichen Distanz zwischen Leistung und Gegenleistung privilegierte. Nur Grossbritannien und die britischen Niederlassungen kannten die Routine des Wechseldiskonts und den Umlauf festverzinslicher Titel; die in Frankreich dreizehn Jahre vor dem Ende des Ancien Régime erstmals zugelassene Diskontkasse funktionierte nur als Kreditinstitut für einen engen Kreis grosser Handelsbanken der Hauptstadt. Die kontinentalen Banken, auch jene von Amsterdam, waren nicht Diskont-, sondern Wechselbanken, nicht etwa, weil sie Geld wechselten, sondern weil sie zum veränderlichen Kurswert mit Wechseln «von Ort zu Ort» als dem universalen Instrument des Zahlungsverkehrs handelten. Auch die Krone nahm keine festverzinslichen und rückzahlbaren öffentlichen Anleihen auf, sondern verkaufte Ämter oder Renten, entweder auf die Lebenszeit einer vom Käufer zu bezeichnenden Person — ein altehrwürdiges Familienväterpapier, aus dem die Genfer Subskriptionsbanken zu Neckers Zeit sensationell einträgliche Finanzinnovationen verfertigten — oder auf ewige Zeiten, wobei diese Ewigkeit von Zeit zu Zeit eine jener periodischen Zwangskonversionen erforderlich machte, welche die Historiker pauschal als Staatsbankrott bezeichnen. Zwischen den kontinentalen, also «*papistischen*», und den «*angelsächsischen*» Kredit- und Zahlungssystemen klaffte so ein Abgrund von Unverständnis und Misstrauen, der noch wirksamer als der endemische Kriegszustand dazu beitrug, dass der ständig wachsende Kapitalverkehr fast ganz jenen überall sattelfesten «*foreign bankers*» überlassen blieb, die auf beiden Seiten des Kanals meist mit der gleichen hugenottischen Diaspora versippt waren.

Beidseits des Kanals operierte auch das alte, in oft stürmischer Geschichte unter wechselnden Firmennamen gross gewordene Bankhaus, in dem Jacques Necker nach 1756 vom Kontoristen zum geschäftsführenden Partner aufstieg und dessen massgebender Kommanditär er auch blieb, nachdem er sich 1770 offiziell von allen Geschäften zurückgezogen hatte, um seine öffentliche Laufbahn mit der Aura der Selbstlosigkeit zu umgeben. Seine Lehrjahre als Bankier und von Anbeginn internationaler Finanzmann fiel in jene entscheidende Phase des hundertjährigen englisch-französischen Kampfs um die Hegemonie zur See, deren Parallelhandlungen auf dem europäischen Festland die «*Umkehrung der Allianzen*», der bourbonisch-habsburgische Kontinentalblock und der Siebenjährige Krieg hiessen und deren folgenschwerstes Ergebnis der fast völlige

Zusammenbruch des verwegen ins Grenzenlose gebauten französischen Kolonialreichs in Nordamerika und Ostindien war. Und Neckers viel erstaunlichere politische Karriere als «*neuer Colbert*», deren publizitärer Auftakt sein Plädoyer für die Erneuerung des Handelsmonopols der nur noch parasitär vegetierenden französischen Indienhandelsgesellschaft war, spielte sich vor dem Hintergrund der Liquidation und versuchten Repatriierung grosser Konkursmassen des verlorenen Kolonialreichs ab; und sie fand ihren Höhepunkt in der Finanzierung eines neuen Rüstungswettlaufs zur See und der für Frankreich ebenso glorreichen wie ruinösen Wiederaufnahme des Hegemonialkriegs in Form der bewaffneten Intervention zugunsten der aufständischen Neuengland-Kolonien. Der populäre Kabinettskrieg für die Freiheit der Amerikaner beschleunigte die Gärung der Geister; seine Finanzierung ohne jede Steuervermehrung einzig durch eine Flut von Rentenanleihen zu immer katastrophaleren Bedingungen beschleunigte den Staatsbankrott.

Necker, der auch als königlicher Minister zutiefst nur Bankier blieb, hat keine dieser politischen oder ökonomischen Entscheidungen verursacht, er hat nur mit allen Mitteln bei einem immer internationaleren Publikum die Kredite dafür beschafft. Soweit er politische Ideen hatte, waren es die sehr pragmatischen Vernünftigkeiten, die man «*die englischen Ideen*» nannte; doch nicht sie, sondern die ausgezeichneten englischen Beziehungen seines Bankhauses waren entscheidend für seine Erfolge als «Magier des Kredits». So wie in der neuen Machtkonstellation keine grössere Kapitaltransaktion mit Übersee und vor allem nicht mit der noch so fernen Welt jenseits des Kaps von Afrika anders als über London abgewickelt werden konnte, so war auch die französische Ostindiengesellschaft, als deren Hausbankier und Sachwalter Necker agiert hatte, fast nur noch ein Vehikel für die unter Handelsgeschäften verschleierte Heimschaffung «*schmutzigen Geldes*» korrupter englischer Kompagnie-Agenten unter Umgehung der Kontrolle ihrer eigenen Gesellschaft. Denn diese Kontrollen erstreckten sich noch während zwei Jahrzehnten lehnherrlicher Herrschaft über Bengalen praktisch nicht über die eigenen Schiffe und Kontore hinaus, und was sich seit 1765 wie ein Geschwür über Indien ausbreitete, war nicht sosehr die Macht Grossbritanniens oder der *East India Company*, sondern die schrankenlose Freibeuterei der in ihrem Namen auftretenden «*Nabobs*», wie man in England die märchenhaft reich aus dem Indienst heimkehrenden Parvenus nannte, deren illegitim erworbener Reichtum ebenso illegitim repatriert werden musste. Nicht anders funktionierten nach der Suspendierung der französischen all die «*Interloper*»-Indiengesellschaften, die unter allen erdenklichen skandinavischen oder mediterranen Flaggen ins Kraut schossen: die Nabobs stellten ihnen in Indien das Kapital für den Einkauf der begehrten exotischen Textilien, Gewürze und Drogen zur Verfügung, um

aus deren Verkäufen auf dem europäischen Kontinent blütenweisse Konten zu äufnen. Das ist eine höchst summarische Beschreibung eines in Wirklichkeit höchst verwickelten Vorgangs, und Analogien zur Gegenwart sind angesichts der völligen Verschiedenheit der Techniken und Mechanismen ein halbrecherisches Unterfangen; doch grundsätzlich sind die Probleme des Waschens und Wiedereinschleusens «schmutziger Gelder» oder flüchtiger Kapitalien die gleichen geblieben, so sehr sich die Interloper- und Prisenmärkte des *Ancien Régime* von den herkunfts- und staatenlosen Euro-, Petro- und Narkokreditmärkten unseres informatisierten Jahrhunderts unterscheiden.

Da Oppenheimer seine Biographie des Menschen und Menschenfreundes Necker nicht mit methodischen Erörterungen belasten und nicht zu einem Wälzer des Typs «*N. und seine Zeit*» ausufern lassen wollte und da auch Quellenkritik seine Sache nicht ist, hat er den historischen Kontext des Bank- und Finanzmanns Necker in artistischem Halbdunkel gelassen — «*Den trockenen Zahlen setzte er die Argumente der Moral und des Patriotismus (!) entgegen*» —, doch ohne diesen Kontext bleibt sein Held der Ölgötze und das grosse Getöse, das er bereits für seine Zeit war. Sehr gerecht gewürdigt ist dafür die Rolle der beiden Frauen, die hervorragend an diesem Getöse mitgewirkt haben: die rührige Gattin, die mit ihrem Salon den Neckerkult in Umlauf gesetzt und die Popularität des tugendhaften Ministers meisterhaft mit seiner erfolgreichen Kreditinflation synchronisiert hat, und die gebieterische Tochter Germaine de Staël, die Hüterin der Flamme während Neckers langem und beneidenswert selbstzufriedenem Ruhestand, dann die Kündlerin seines Nachruhms und leider auch unerbittliche Expurgatorin seiner nachgelassenen Papiere, aus denen alles getilgt wurde, was an andere als rein philanthropische oder schöngeistige Tätigkeiten des Vergötterten hätte erinnern können. Im Jahre 1810 besuchte der gefürstete böhmische Graf Clary das Landgut Coppet in Abwesenheit der von Napoleon gerade geächteten Baronin de Staël und fand in der hinterlassenen Unordnung der Räume und Treppen «*Necker in allen Ecken, in Gips, in Kleinformat, in Öl, in Wachs, mir scheint auch in Marmor*». Dann begann sich Staub auf das Idol zu setzen.

Den Neckerkult in voller Aktion auf dem Höhe- und Wendepunkt seiner Sternbahn zeigt ein kurioser Kupferstich der Zeit, der in fragmentarischer Form in fast allen Bild- und Bilderbüchern zum Revolutionsjubiläum reproduziert worden ist und dessen Original die Beschriftung trägt: «*Die Büsten der Herren Orléans und Necker werden zum Platz Louis XV getragen — 12. Juli 1789*». Die Verkoppelung dieser beiden Namen hat einst einer blühenden Komplottforschung zur Revolutionsgeschichte Nahrung gegeben, und sie vermag noch heute zu erstaunen; war doch Necker längst zum

Inbegriff aller bürgerlichen und häuslichen Tugend geworden, während Orléans nach einem Wort Talleyrands zum Mülleimer wurde, «*in den man allen Unrat der Revolution geworfen hat*». Doch in jenen schwülen Julitagen war Necker das Modell des Ministerpräsidenten einer damals noch möglichen konstitutionellen Monarchie; und der Herzog von Orléans, erster Prinz vom Geblüt, reichster, höchstverschuldeter und stets dissidenter Feudalherr des Landes, war vor allem der «*anglomane*» Schutzherr der jedem polizeilichen Zugriff entzogenen Gärten, Läden und Kaffeehäuser seines Stadtpalasts, des Palais Royal, wo sich Volksredner, Journalisten, Spekulanten und Glücksritter beiderlei Geschlechts Stelldichein gaben; und er war als möglicher Anwärter auf eine Regentschaft oder einen Dynastiewechsel nach dem Vorbild der damals gerade hundertjährigen Englischen Revolution ein steter Alpdruck für den König, die Konstituante und noch den Wohlfahrtsausschuss. In der sehr dramatisierenden Darstellung des erwähnten Kupfers also stossen die aufgeregten Büstenträger auf dem vom Reiterdenkmal Ludwigs XV. dominierten Platz, der später als Revolutionsplatz die Guillotine beherbergte und der heute *Concorde* heisst, mit einem Trupp deutscher Kürassiere zusammen; ein Demonstrant mit der Büste Neckers stürzt zu Boden, und das Idol bricht in Stücke. Das war der erste gewaltsame Zusammenstoss dessen, was noch nicht die Revolution war, und die sonderbare Sonntagsprozession war eine Reaktion verstörter Rentner und Börsenspieler auf die Kunde von der Entlassung und Landesverweisung Neckers. Der weitere Verlauf ist bekannt: tags darauf blieb die Börse geschlossen, Truppen meuterten, Volksmassen stürmten die Arsenale, die selbstkonstituierte Nationalversammlung erklärte «*das infame Wort Bankrott*» für geächtet, und nochmals anderntags, am fortan historischen 14. Juli 1789, trug die Menge nicht mehr Hausgötterbüsten, sondern frisch abgehauene Köpfe auf Piken durch die Strassen. Zwar berief der König in unköniglicher Hast Necker zurück, doch der Schaden war angerichtet, und weder der Kredit noch das zerbrochene Idol liessen sich wieder heil machen.

Die kuriose Episode des 12. Juli ist von schreibfreudigen Augenzeugen, von denen es im Umkreis des Palais Royal wimmelte, vielfältig beschrieben worden; besonders farbig von der am unmittelbarsten betroffenen Augenzeugin, der in der Heimat vergessenen Auslandschweizerin Marie Grossholtz, die den Büsten-, Wachsfiguren- und Bilderladen ihres unter dem Künstlernamen Curtius bekannten Onkels und Adoptivvaters im Palais Royal führte und sich vergeblich der Entwendung besagter Büsten zu widersetzen gesucht hatte. Der Citoyen Curtius aber lief mit und liess sich zwei Tage danach stolz auf der Ehrenliste der «*Sieger der Bastille*» registrieren. Die junge Wachskünstlerin aber, die seine Nachfolge übernahm und die später unter dem Namen eines vorübergehenden Ehegatten als Marie

Tussaud, Inhaberin des nach ihr benannten Londoner Gruselkabinetts, zu Ruhm und Ehren gelangte, konnte in ihren vor 150 Jahren erschienenen Memoiren mit Recht von sich sagen, dass sie den Umgang mit Köpfen von der Pike auf gelernt und während der Schreckenszeit dank direktem Bezug frischer Köpfe von der Guillotine weg die höchste Schulung des Modellierens in Wachs und Gips durchlaufen habe. *Die Memoirs of Madame Tussaud*, eine schauerliche Kolportage im besten Stil der *gothic tales*, sind leider so unzuverlässig wie die meisten Memoiren jener stürmischen Zeit, und nicht einmal die Genealogie dieser nur als Firmennamen berühmten Schweizerin ist ganz sicher. Doch die Auskunft, dass sie der angesehenen innerschweizerischen Scharfrichterdynastie der Grossholtz angehörte, vermag auch ästhetisch vollauf zu befriedigen.

All dies sind subalterne Anekdoten und Schnörkel tief unterhalb der grossen Sphärenharmonie, in deren Getöse sich die audiovisuelle Orgie des Revolutions-Bizentenariums abgespielt hat. Dieses Grossereignis eines nahenden Jahrtausendendes mit den sich jagenden Inaugurationen der grossen Bauten und Bauplätze des Präsidenten, vom monumentalen leeren Guckkasten der Défense über die Lichtschachtpyramide des Louvre und die rotweiss gestreiften Pfahlbaugerüste des Palais Royal zur dekonstruktivistischen Volksoper der Bastille war so unübertreffbar postrevolutionär, posthistorisch, poststrukturell und kurzum postmodern, dass historische Erinnerung darin nur noch als Anachronismus oder als paradoxales Zitat vorkommen konnte, wie die Hundertjahrfeier des Eiffelturms als Memorial des ersten Zentenariums des Bastillesturms oder das Hindernislaufspektakel von Valmy als Goethe-Zitat: «*Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus . . .*». Und doch war diese Touristen- und Fernsehschau zugleich eine nostalgische Zwiesprache des monarchischen Präsidenten mit den Grossen Männern der Nation, bei denen er dereinst im Pantheon weilen will, und eine mit Laserstrahlen ins All projizierte Nabelschau der *Grande Nation*, *Lumière du monde*. Wie ausgezeichnet sich Anachronismus und Nostalgie vertragen, bewies die unablässige Rezipitation der grossen Menschheitsideen von 1789, begleitet vom vielstimmigen Absingen des blutrünstigen Kriegsgesangs vom *jour de gloire*, vom Rampenlicht sanft in die Raffaelsche Farbenharmonie der Trikolore getaucht. Nie seit dem Jahrhundert Voltaires war auch die französische Geschichtsschreibung so völlig auf sich selbst und ihre «*Identität*», wie sie sich endgültig in der Grossen Revolution als *Grande Nation* konstituiert hat, und bestenfalls auf ihre Ausstrahlung auf Europa und auf die Welt bezogen — als gälte es, von dieser Identität Abschied zu nehmen.

So ist von der «*historischen Front*», wie man in der Zeit des ideologischen Kalten Krieges sagte, nicht viel zu melden. Von vornherein ist eine Komme-

moration ja auch gar kein Anlass, historische Fragen aufzuwerfen und die Forschungstätigkeit herauszufordern: sie ist ein offizieller Anlass, Feiern zu veranstalten, und die Feiern sind in der Tat sehr gross gewesen. Da das Grossereignis von langer Hand geplant wurde —, und da auch die grossen Verlagsstrategien schwer und wuchtig wie Schlieffenpläne arbeiten, war das schwere Geschütz der Grosspublikationen schon vor Beginn des Revolutionsjahres in allen Sortimenten in Stellung gegangen, rezensiert und in Umlauf gebracht, und was seither als Titelflut weiter einherbrandete, wird auch noch lang über das Ende des Bizenenniums weiter branden, weil erst dann die gesammelten Referate all der unzähligen Konferenzen und Kolloquien des Bizenenniums im Druck erscheinen können. Die grossen historischen Schlachten um Revolution, Republik, Reaktion und Konterrevolution, um die unteilbare «*révolution en bloc*» als Anbruch der Neuzeit oder als unglückliche Zeit der Wirren wurden von der Historikergeneration des ersten Zentenariums gleichzeitig mit der grossen Aufarbeitung der Archive und der Schlacht um die republikanische Schule geschlagen, und seither lernte jahrzehntelang jedes Schulkind die institutionalisierte Ideologie der revolutionären Nation, die Wendepunkte des Historiendramas und die Daten der geheimnisvollen revolutionären Zeitrechnung als Interpretationsrahmen für alles Geschehen der eigenen Zeit. Die Bizenenarfeiern haben zweifellos daran gelitten, dass die Selbstverständlichkeit dieser «revolutionären Kultur» und ihres kodifizierten Wissens abhanden gekommen ist. Die letzte grosse, mehr terminologie- als sachbezogene Auseinandersetzung zwischen einer «neoliberalen» und einer «*jakobinisch-marxistisch-leninistischen*» Interpretation der Revolutionsgeschichte hat sich vor zwei Jahrzehnten inmitten des grossen Ausverkaufs der Ideologien von 1968 abgespielt, und ihre intimsten Gehässigkeiten zwischen entzweiten Söhnen der gleichen «*Notre Mère à tous, la Révolution*» sind inzwischen längst unverständlich geworden; doch die Wiederaufbereitung der ganzen Streitliteratur als Dokumentation eines mythischen Endkampfes zwischen einer legendären «*Ecole des Annales*» und einem in der Sorbonne verschanzten dialektischen Materialismus ist das Neueste von der Pariser «*historischen Front*». Inzwischen ist der 60. Geburtstag der «*Annales*» in Freundschaft und Minne an der Moskauer Akademie der Wissenschaften begangen worden. Denn die Revolution ist vorbei, jene, die mit dem Sturm auf die Bastille begann, wie jene, die mit dem Sturm auf den Winterpalast zur Macht kam und in Wirklichkeit ein Putsch war. Sogar das Wort Revolution, das Generationen von ungeduldigen Gottsuchern und Weltverändernern betrunken gemacht hat, scheint all seine Faszinationskraft erschöpft zu haben. Statt seiner ist an den politischen wie an den Effektenbörsen eine neuartige Wortbildung in Umlauf gekommen, die nur noch Angst verbreitet: «*Destabilisation*». Die Destabilisierung einer etablierten «*revolutionä-*

ren Ordnung» ist ein neues Experiment mit noch ungewissem Ausgang. Vielleicht ist das vielberedete Ende der Revolutionen, der Utopien, der Moderne und der Geschichte schlechthin nichts weiter als eine prosaische Rückkehr in eine irdische Geschichte ohne offenbaren Heilsplan.

¹ Wolfgang Oppenheimer, NECKER, Finanzminister am Vorabend der Französischen Revolution. Deutsche Verlagsanstalt,

1988. Das dem Buch vorangestellte Motto «. . . Das Unzulängliche, Hier wird's Ereignis» dürfte auf den Helden gemünzt sein.

Vom Buch zum Buch

Nach der Frankfurter Buchmesse 1989

Im Gegensatz zur Schweiz werden in Deutschland und Österreich französische Bücher kaum in der Originalsprache gelesen. Dem übersetzten Schrifttum kommt in jenen Ländern somit Leitfunktion zu. Wenn wir die an der letztjährigen — dem Thema «Frankreich» gewidmeten — Frankfurter Buchmesse vorgelegten Übersetzungen Revue passieren lassen, dann fällt nebst ihrer kaum noch überschaubaren Anzahl einmal mehr ihre sachliche Vielfalt auf.

Pluralismus und Kosmopolitismus

Das mag mit verschiedenen Faktoren zusammenhängen, in erster Linie wohl mit dem unserer Zeit eigenen kulturellen Pluralismus: heterogen und nicht mehr *a priori* hierarchisiert, scheint dessen Aufnahmefähigkeit unbegrenzt zu sein. Zuweilen nimmt sich dieser Pluralismus etwas «blasiert» aus, zuweilen auch orientierungslos, anfällig damit nicht nur gegenüber Moden und Trends, sondern auch gegenüber einem irrationalen Rückzug

auf extremistische oder fundamentalistische Positionen. In offener oder versteckter Manipulation gerät er dann gern in den Sog einer simplifizierenden Kraftmeierei, mit dem Ziel, das tragende Grundmuster der Toleranz des andern mit Hilfe von Schlagworten zu «homogenisieren» wie ein paar Hektoliter Milch.

Der zwanglose Aspekt dieses heute gängigen Kulturverständnisses wird ferner verstärkt durch den offenkundigen Zerfall der «älteren» Ideologien, allen voran der marxistischen, aber auch verschiedener seit einiger Zeit erstarrter Wissensansätze, seien sie nun psychoanalytischer, linguistischer oder anderer Herkunft. Auf der anderen Seite kann die seinerzeit von Tzvetan Todorov befürchtete Unverbindlichkeit dank der Besinnung gerade auch auf (lokale) Traditionen und einem offenbar tiefgreifenden Interesse an Geschichte (also auch an Ideologiegeschichte) überwunden werden.¹ Dieses postmoderne Geltenlassen verschiedener Standpunkte gleicht damit eher einem Nebeneinander als einem Miteinander. Aber hat nicht schon Goethe

da und dort ein solches Nebeneinander als durchaus fruchtbar verstanden: «*Die Besonderheiten einer jeden [= Nation] muss man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich.*»²

Trotzdem stösst dieses Geltenlassen auch wieder an innere, manchmal uneingestandene Grenzen; es scheint, dass neue Ideen und Denkmuster, die in einem Land durchaus diskutiert werden, in andern trotz der zitierten pluralistischen Durchlässigkeit auf Widerstand stossen. So ist es etwa bezeichnend, dass die in Frankreich beliebte humanwissenschaftliche Essayistik im deutschen Sprachraum seit längerer Zeit kaum rezipiert worden ist, angefangen bei Michel Foucaults Archäologie des Wissens, über Jacques Derridas Dekonstruktion der Präsenzmetaphysik, Jacques Lacans sprachphilosophisch orientierte Psychoanalyse bis hin zu François Lyotards und Jean Baudrillards Schriften zur «*Postmoderne*» oder Todorovs Arbeiten über die Alterität³. Auch wenn die heutige Zeit sich wieder vermehrt dem Roman, der (Auto-)Biographie sowie der Geschichte zuwendet, sollte sich der deutsche Leser die Mühe nehmen (können), sich mit der in Frankreich geführten humanwissenschaftlichen Diskussion auch ausserhalb akademischer Diskurse auseinanderzusetzen. Dieser Anspruch bleibt auch dann aufrecht, wenn wir bedenken, dass sie sprachlich anspruchsvoll und inhaltlich keineswegs widerspruchsfrei ist. Dies gälte etwa auch für das, was in Frankreich in letzter Zeit zu Nietzsche — und über ihn hinaus — gedacht wurde⁴.

Die europäischen Länder, Frankreich und Deutschland inbegriffen, sind seit einiger Zeit offener für «*Belebung von aussen*»: diese Länder bilden nicht mehr den Nabel der Welt — auch hatten die Revolutionsfeiern im Osten einen ganz andern, konkreteren Stellenwert als im alten Frankreich, wo doch einiges zur Show verkam. Und: unter den eigentlichen «*Stars*» von Weltrang des Jahres 1989 — Michail Gorbatschew, Václav Havel, Ismail Kadare, Nagib Machfus, Salman Rushdie seien genannt — suchte man vergeblich einen Franzosen . . .

Varietas Delectat

Diese Überlegungen mögen uns helfen, unsern Überblick ins richtige Licht zu stellen: Frankreich ist nicht (mehr) die Welt. Trotzdem gehen von diesem Land mit seiner alten Buch-Kultur unlegbar auch heute fruchtbare Impulse aus: Getreu dem alten Motto, dass die Abwechslung erfreut, hält der deutsche Büchermarkt denn auch einen weitausladenden Fächer von Büchern aus Frankreich bereit, von dem hier nur das wenigste aufgeführt werden kann: Romane und Erzählungen, aber auch Lyrik⁵ ebenso wie Essayistisches⁶, Philosophie⁷ und Geschichte⁸, Bildbände⁹ wie auch Bücher, die Land und Leute näherbringen sollen¹⁰. Neben dem vielen Neuen ist es eine erfreuliche Tatsache, dass auch das Bewährte berücksichtigt wird: seit einigen Jahren laufen kostspielige «*Longsellers*» (Proust, Valéry, aber auch Nerval) oder sind soeben angelaufen (Gide)¹¹. Erfreulich ist weiter die im allgemeinen hohe Qualität vieler Übersetzungen, aber auch der Ausgestaltung, was es mit sich bringt, dass die angebotenen Bücher ihren Preis haben — ein Umstand, der

dank dem Vorliegen zahlreicher guter und günstiger Taschenbücher hingenommen werden mag¹¹.

Ein besonderes Juwel

Ein besonderes Juwel — unter anderen — bildet der schön gemachte Auswahlband aus Edmond Jabès' Werken: *Vom Buch zum Buch* (übertragen von Felix Philipp Ingold). Im Schnittpunkt verschiedener Nationalitäten stehend, Altes und Neues verbindend, Religiöses und Weltliches vermischend, ist das reflexiv-poetische Werk des 1912 in Kairo geborenen, seit 1957 in Paris lebenden Dichters repräsentativ für die französische Tradition, von den *poètes maudits* des letzten Jahrhunderts bis zu seinen Vorgängern Francis Ponge und Henri Michaux. Dass die Überschrift jenes Buches den Titel dieser Zeilen bildet, ist eine kleine Hommage an diesen «deutschen» Jabès: *Vom Buch zum Leben und vom Leben zurück zum Buch*, deutet einen Kreislauf an, auf den wir gerade in der heutigen Welt des gesprochenen Wortes und des Bildes nicht verzichten können. Jabès braucht die Sprache immer bewusst, sie ist dem Schweigen gewachsen, das sie bricht. Er weiss, dass das Buch auf den Leser angewiesen ist, da dieser es zu neuem Leben erweckt: das Buch enthält mithin schon seine eigene Zukunft: «*morgen ist geschrieben*».

Alt und neu

Dass auch «etablierte» Autoren keine Angst vor Erneuerung haben müssen, zeigt nach Marguerite Duras (deren preisgekrönter Roman *L'Amant* [1984] eine Million mal verkauft wurde) eindringlich Alain Robbe-Grillet, der Altmeister des «*Nouveau*

roman». In einem Liebesroman, *Angélique oder Die Verzauberung*, vermischt er sehr geschickt Fiktives mit Autobiographischem. Auch Georges Perec (1936—1982) ist keineswegs veraltet: seine sprachlichen Vexierspiele haben einen tiefen menschlichen Kern. Daneben zeigt Jacques Roubaud, Mathematikprofessor und Mitglied des OULIPO («*Ouvroir de littérature potentielle*»), dass gute Literatur auch amüsant sein kann: seine *Schöne Hortense* wird die Anhänger vertrackter Kriminalfälle ebenso faszinieren wie die Habitues von Vladimir Nabokovs schachspielartig ausgebreiteten (und zurückgenommenen) Exkurse oder Italo Calvinos «*Destruktionen*» des Romans: das spielerische Moment schwingt hier eingestandenermassen obenauf, soziale Fragestellungen werden — für einmal — hintangesetzt. Roubauds Potenzierungen des Möglichen in einer Art Endlosgeschichte deckten aber auch tiefere Probleme auf, zeigt vielleicht die Absurdität menschlichen Handelns, wenn es verkrampft und ziellos ist. Dieser Autor ruft seinen Lesern in Erinnerung, dass der Roman ein Kunstwerk bleibt. Diese Überzeugung teilen wohl auch die Autoren der sog. «Bof»-Generation: jene jungen Leute, die die Mai-Unruhen der 68er Jahre noch als Kinder erlebt haben, teilen die Träume und Ideale der Älteren nicht. Daraus erwächst jene distanzierte, illusionslose, manchmal auch Enttäuschung vortäuschende Grundhaltung, die sich künstlerisch in einer schon recht stattlichen Reihe von Kürzestromanen kristallisiert und von denen vor allem Jean-Philippe Toussaint (geb. 1957) auf die Zustimmung der Kritik gestossen ist: ein paar Stunden genügen, um *Monsieur*, seinen zweiten Roman, zu lesen — und dabei

u. a. zu erkennen, dass er ein bedrohlich glatter Spiegel der heutigen Gefahr sein mag, in Asepsis, ja in Sterilität zu verkümmern. Sogar die Träume verkommen hier zum Albtraum einer übertechnisierten Gesellschaft: *Monsieurs Meditation* unter dem Sternenhimmel taugt gerade noch zum Vergleich mit dem Netzplan der Pariser Metro! Der Eindruck von Ohnmacht, gestaltet mit Hilfe einer äusserst knappen Intrige und einiger stilistischer Ticks die die Absurditäten des heutigen Lebens auch noch sprachlich unterstreichen, mag den eigentlichen Kern dieser Geschichte bilden: wer je an einem Sonntagmorgen im Wolkenkratzer-Quartier von Paris — La Défense — herumspaziert ist, in der Nähe der «*Grande Arche*», der versteht auch, warum eine Pariser Zeitschrift 1989 eine Nummer dem Thema «*L'excitation*» («*die Anregung*», «*die Erregung*», «*die Aufreizung*») gewidmet hat. *Toussaints* Mini-Roman (in Abhebung zum «*Nouveau Roman*» auch als «*anderer Roman*», als «*empfindungsloser Roman*», als literarischer Minimalismus bezeichnet) zeigt, wohin allzu extreme Tüchtigkeit, wohin ehrgeiziger Konformismus führt: sein Monsieur hat nicht nur keinen Namen mehr, er hat auch kein Gesicht. Er ist ein gut funktionierender Roboter, der sich auch in seiner Freizeit wie während seiner Bürostunden verhält: brav und angepasst. Der Vater von Thomas Manns Doktor Faustus hält in einem Aquarium sonderliche «Pflanzen», die nur scheinbar lebendig sind: an sie erinnert mich *Toussaints* schauerliches Werkchen.

Im Gegensatz dazu wäre etwa *Rachid Boudjedras* mutiger Roman zu nennen. Neben der Schilderung eines aufsehenerregenden Attentats, neben

der Frage nach dem Verhältnis zwischen Frankreich und Nordafrika lehnt sich dieser Autor gegen die Tabuisierung von Körperlichkeit und Sexualität im Islam auf. Um Erotik geht es auch bei Michel Rio; im Vergleich zu *Boudjedra* nehmen sich aber seine süßsauerlichen Erinnerungen an (s)eine Pubertät aus wie unausgegorenes Primanergeschwätz.

Hügellandschaft

Von Goethe stammt das Wort, dass die französische Literatur eine hügelige Landschaft sei, ohne Gipfel, aber mit erstaunlich vielen ansehnlichen Bergen. Wer die Bücher französischsprachiger Autoren vor Augen hat, die im letzten Herbst anlässlich der dem Thema «Frankreich» gewidmeten Frankfurter Buchmesse in deutscher Übersetzung vorlagen, dem bietet Goethes Ausspruch eine willkommene Zusammenfassung auch jener Literaturlandschaft. Keine Gipfel — aber doch ansehnliche Berge. Mit Blick auf Frankreich ist der heutige deutsche Leser verwöhnt: möge er die Vielfalt des Angebotenen auch dann nicht verschmähen, wenn er weiss, dass sich im Laufe der Zeit die Perspektiven noch mehrmals verschieben werden.

Peter Schnyder

¹ Siehe Schweizer Monatshefte, Heft 6 / 1985. Bezeichnenderweise wurde *Todorovs* *Critique de la critique* (wie auch verschiedene seiner Schriften) bislang nicht ins Deutsche übersetzt. — ² Goethe, *Bespr.* zu «*German Romance*», *Hamburger Werk-Ausgabe*, Bd. 12, S. 352. — ³ Über die (ausstehende) Rezeption dieser Philosophen und Essayisten in Deutschland berichtet die informative Zeitschrift *Lendemains*, Nr. 54 / 1989 (Hitzeroth Verlag, Marburg),

- sowie die Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte, Heft 3–4/1989 (C. Winter Verlag, Heidelberg). — Gute Beiträge zur Rezeption französischer Literatur in Deutschland i. a. finden wir in Dokumente. Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog, Nr. 54/1989 (Europa Union Verlag, Bonn). — ⁴ Siehe vom Verfasser, «Nietzsche in Frankreich», in Colloquium Helveticum, Heft 9/1989 (Peter Lang Verlag, Bern usw.). — ⁵ *Belletristik*: Corinna Bille: Ländlicher Schmerz. Einleitung von Anne Cuneo (übers. von Elisabeth Dütsch). Limmatt, Zürich 1989. — Schwarze Erdbeeren. Erzählungen. Nachwort von Ruedi Baumann und Marcel Schwander (übers. von M. Schwander). Im Waldgut, Bärenhüter 1989. — Rachid Boudjedra: Der Pokalsieger. Roman (übers. von Jeanne Pachnicke). Unionsverlag, Zürich 1989. — Jacques Chessex: Der Verworfenene (übers. von Marcel Schwander). Benziger, Zürich 1989. — Catherine Colomb: Zeit der Engel. Roman (übers. und Nachwort Maria Dessauer). Suhrkamp («Bibl. Suhrkamp»), Frankfurt 1989. — Frankreich erzählt. 23 Erzählungen (ausgewählt und mit einer Bemerkung versehen von Stefana Sabin). Fischer (Fischer Taschenbücher), Frankfurt 1989. — Georges Haldas: Boulevard des Philosophes. Roman (übers. von Elisabeth Dütsch). Ammann, Zürich 1989. — Erik Orsenna: Gabriel II. oder Was kostet die Welt (übers. von Stefan Linster und Claus Josten). Kiepenheuer und Witsch, Köln 1989. — Georges Perec: Ein Kunstkabinett (übers. von Eugen Helmlé). Hanser, München 1989. — Ders.: Was für ein kleines Moped mit verchromter Lenkstange steht dort im Hof? (übers. von Eugen Helmlé). Manholt, Bremen 1989. — Michel Rio: Archipel. Roman (übers. von Eva Schewe). Arche, Zürich 1989. — Alain Robbe-Grillet: Angélique oder Die Verzauberung (übers. von Andrea Spingler.) Suhrkamp, Frankfurt 1989. — Jacques Roubaud: Die schöne Hortense. Roman (übertragen von Eugen Helmlé). Hanser, München 1989. — Ders.: Traktat vom Licht (übertragen von Alexandre Métraux). Neue Bremer Presse, Bremen 1989. — Jean-Philippe Toussaint: Monsieur. Roman (übers. von Sigrid Vagt). Hanser, München 1989. — Robert de Traz: Genfer Liebe 1913. Mit einem biographischen Nachwort erstmals auf deutsch herausgegeben von Charles Linsmayer. Huber («Reprinted by Huber»), Frauenfeld 1989. — Résonances. Französische Lyrik seit 1960. Hrsg. von Eugen Helmlé. Kirchheim, München 1989. — Vive la littérature! (hrsg. von Verena von der Heyden-Rynsch). Hanser, München 1989. — Marguerite Yourcenar: Liebesläufe. Eine Familiengeschichte (übers. von Rolf und Hedda Soellner). Hanser, München 1989. — ⁶ *Philosophie*: Ernst Behler: Derrida-Nietzsche/Nietzsche-Derrida. Schöningh, Paderborn 1988. — Bernhard Taureck: Französische Philosophie im 20. Jh. Analysen, Texte, Kommentare. Rowohlt («Rowohlts Enzyklopädie»), Reinbek bei Hamburg 1988. — ⁷ *Essay*: Jean Baudrillard: Cool memories 1980–1985 (übers. von Michaela Ott). Matthes und Seitz, München 1989. — Alain Finkielkraut: Die vergebliche Erinnerung. Vom Verbrechen gegen die Menschheit (übers. von Frank Miething). Bittermann (Edition Tiamat), Berlin 1989. — J. M. G. Le Clézio: Der mexikanische Traum (übers. von Rolf und Hedda Soellner). Paul List, München 1989. — Claude Lévi-Strauss/Didier Eribon: Das Nahe und das Ferne. Eine Autobiographie in Gesprächen (übers. von Hans-Horst Henschen). S. Fischer, Frankfurt 1989. — ⁸ *Geschichte*: Georges Duby: Die Frau ohne Stimme (hrsg. von Ulrich Raulff). Wagenbach, Berlin 1989. — Jean Favier (Hrsg. und Mitarbeiter): Geschichte Frankreichs. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart (auf 6 Bde. berechnet; Bde. 1, 2 und 4 liegen vor). — Jacques Le Goff (Hrsg. und Mitarbeiter): Der Mensch des Mittelalters (aus dem Franz., Ital., Poln. und Russ.). Campus, Berlin 1989. — Pierre Nora (Hrsg.): Leben mit der Geschichte. Vier Selbstbeschreibungen (von Pierre Chaunu, Georges Duby, Jacques Le Goff, Michelle Perrot; übers. von Eva Moldenhauer). S. Fischer, Frankfurt 1989. — Philippe Ariès und Georges Duby:

Geschichte des privaten Lebens. 1. Bd.: Vom römischen Imperium zum byzantinischen Reich. S. Fischer, Frankfurt am Main 1989 (jetzt auch in der Wissensch. Buchgesellschaft Darmstadt greifbar). — ⁹ *Bildbände*: William Howard Adams und Paul Nadar: Prousts Figuren und ihre Vorbilder (aus dem Amerikanischen von Christoph Groffy). Suhrkamp, Frankfurt 1988. — Fritz Henle: Paris vor fünfzig Jahren. Brausdruck, Heidelberg 1989. — Reine-Marie Paris: Camille Claudel (1864–1943) (übers. von Annette Lallemand). S. Fischer, Frankfurt 1989. — ¹⁰ *Land und Leute/Literaturgeschichte*: Jürgen Grimm (Hrsg.): Französische Literaturgeschichte. Metzler, Stuttgart 1989. — Ernst Ulrich Grosse und Heinz-Helmut Lüger: Frankreich verstehen. Eine Einführung mit Vergleichen zur Bundesrepublik. Wiss. Buchgesellschaft (Reihe «Die Romanistik: Einführungen»), Darmstadt 1987, 2. Aufl. 1989 — Hans T. Siepe (Hrsg.): Grenzgänge. Kulturelle Begegnungen zwischen Deutschland und Frankreich. Die blaue Eule, Essen 1988. — Wolfgang Leiner: Das Deutschlandbild in der französischen Literatur. Wissensch. Buchgesellschaft, Darmstadt 1989, 338 S. — E. Heftich/J.-M. Valentin (Hrsg.): Gallo-Germanica. Wechselwirkungen und Parallelen

deutscher und französischer Literatur (18.–20. Jh.). Presses Universitaires de Nancy, Nancy 1986 — ¹¹ *Klassiker des 20. Jahrhunderts/Werkausgaben*: Paul Claudel: Ein Lesebuch (hrsg. von Edwin Maria Landau). Benziger, Zürich 1988. (Eine Gesamtausgabe liegt im selben Verlag vor.) — André Gide: Gesammelte Werke. Deutsche Verlagsanstalt (auf 12 Bde. berechnet). Bd. I liegt vor: Autobiographisches 1.: Stirb und Werde. Tagebuch 1889–1902. Hrsg. von Raimund Theis (übers. von Johanna Borek u.a.). — Marcel Proust. Frankfurter Ausgabe. Werke (hrsg. von Luzius Keller). Suhrkamp, Frankfurt (auf 17 Bde. berechnet; 2 Bde. sind erschienen). — Paul Valéry: Werke. Frankfurter Ausgabe. Hrsg. von Jürgen Schmidt-Radefeldt. (auf 7 Bde. ber.; Bde. III und IV sind erschienen). — Paul Valéry: Cahiers/Hefte, hrsg. von Hartmut Köhler und Jürgen Schmidt-Radefeldt. S. Fischer, Frankfurt (auf 6 Bde. ber.; 3 Bde. sind erschienen). — ¹² Als beredtes Beispiel sei nur auf folgenden Band hingewiesen: Jean le Rond d'Alembert, Denis Diderot u.a.: «Enzyklopädie». (Auszüge aus der Encyclopédie), hrsg. von Günther Berger (übers. von Theodor Lücke und Imke von Schmidt). Fischer («Philosophie»), Frankfurt 1989.

Autobiographisches von André Gide

Erste Gide-Gesamtausgabe in Deutschland

Stolze 600 Seiten umfasst der nun vorliegende erste Band einer Gesamtausgabe von Gides Werk.¹ Sie orientiert sich vorwiegend an der französischen *Pléiade* und wird vorgelegt von drei Gide-Spezialisten in der Deutschen Verlagsanstalt, einem Haus, das sich schon früher für die Gide-Rezeption in Deutschland verdient gemacht hatte. Geplant sind zwölf Bände, deren erste vier vorab die Tagebücher enthalten;

ferner zwei unter dem Stichwort Reisen und Politik; vier Erzählbände, in denen sich auch die «*Hefte des André Walter*» befinden, welche die *Pléiade*-Ausgabe, Gides Wunsch entsprechend, weggelassen hatte; schliesslich je ein Band lyrische und szenische Dichtungen sowie Essays und Aufzeichnungen. Alle sind versehen mit einem Namenregister und sorgfältig orientierenden Anmerkungen.

Hans Hinterhäuser, der hauptverantwortliche Herausgeber, hat dem ersten Band ein vorbildliches, knapp gehaltenes Vorwort mitgegeben, um Gide sowohl als Persönlichkeit wie auch als Zeuge seiner Zeit mit den so verschiedenartigen Zielrichtungen seines Engagements vorzustellen. Er orientiert über die Gide-Rezeption in Deutschland und befasst sich dabei auch mit den Problemen der mehrheitlich neuen Übersetzungen, die, nach dem Vorliegenden zu schliessen, in sehr leserlichem und heutigem Deutsch gehalten sind. Auch an die bisweilen wechselhafte Rolle, die Gide in den Augen der Zeitgenossen im eigenen Land spielte, wird erinnert, und dabei mag man wieder einmal staunen, wie hoch der so ganz anders denkende Sartre den Autor einschätzte. Souverän geht das Vorwort schliesslich der Frage nach, ob Gide uns heute noch etwas zu sagen hat; es zählt viele Gründe auf, weshalb der Mensch des späten 20. Jahrhunderts Gide ignorieren mag, macht keinerlei Anstrengungen, um diese zu widerlegen, zitiert bloss eine einzige Tagebuchstelle aus dem Jahr 1946, in welcher auch der Satz steht: «Die Welt wird, wenn überhaupt, nur gerettet werden durch die Unbotmässigen», und das ist doch wohl ein treffender Gegenbeweis.

Der nun vorliegende Band enthält erste autobiographische Texte, vorab den langen Lebensbericht «*Si le grain ne meurt*». Dass dieser Titel mit einem pathetischen «*Stirb und Werde*» wiedergegeben wird, somit den Deutschen an Goethe denken lässt, wo Gide sich schlicht auf ein Bibelwort bezieht, ist kaum ein hervorragender Einfall.

Gide erzählt aus seinen ersten 26 Jahren, seiner erschreckend finstern, autistischen Kindheit bis zur Ver-

lobung mit der Cousine Madeleine Rondeaux nach dem Tod der autoritär sittenstrengen Mutter. Spätere Themen sind etwa seine Freundschaften, insbesondere mit dem brillanten Dandy Pierre Louÿs; der Eintritt in die literarische Welt von Paris, u. a. die berühmten «*mardis*» von Stéphane Mallarmé; die zahlreichen Reisen, sodann, darunter vor allem jene schicksalhafte nach Nord-Afrika, die er mit dem Malerfreund Paul-Albert Laurens unternahm, wobei Gide seine homosexuellen Neigungen, wenn nicht erfuhr, so doch erstmals als seine wahre Natur voll akzeptierte.

Das Projekt zu diesem Text wie auch die ersten Seiten stammen aus dem Jahr 1897; Gide ist 28, ein frühes Datum, um sich mit seinen «Memoiren» zu befassen, das sich wohl nur erklärt aus seinem besonders ausgeprägten Willen zu dem, was er *la sincérité* nennt, zum Erforschen des eigenen, authentischen Ich. Dieses Thema zieht sich denn auch wie ein roter Faden durch die Erzählung; so notiert Gide im Jahr 1919, nachdem die erste Hälfte beendet war: «*Les mémoires ne sont jamais qu'à demi sincères, si grand que soit le souci de vérité: tout est toujours plus compliqué qu'on ne le dit. Peut-être même approche-t-on de plus près la vérité dans le roman.*»

Immerhin war die Ehrlichkeit so gross und so mutig auch, dass die sein sexuelles Leben betreffenden Offenbarungen, die «schlechten Gewohnheiten» des Jungen, die homosexuellen Erfahrungen und Erlebnisse, einen handfesten Skandal heraufbeschworen.

«*Si le grain ne meurt*» ist ohne Zweifel ein kulturhistorisches Dokument, wie ein letztes grosses Aufleuchten eines souveränen Individualismus, bevor das authentische Individuum in Psychoana-

lyse und Marxismus unterging. Nur stellt sich andererseits auch sogleich die Frage, mit was befasst sich denn die Mehrzahl unserer Autoren, wenn nicht mit einer *quête de soi*, in tausend Variationen, der Suche nach der persönlichen Wahrheit? In diesem Sinn haben die Memoiren, wenn auch in anderem sozialem Kontext, im Rahmen des Grossbürgertums und seiner gehassten, verdinglichten und verlogenen Familie, auch wieder eine heutige Dimension.

Der Rest des Bandes enthält frühe Tagebücher bis ins Jahr 1902. Man weiss, dass Gide viele Aufzeichnungen verbrannte; nur Reste aus den Jahren 1889–1893 blieben erhalten, so dass bloss die ersten 50 Seiten die letzte Lebensetappe vor der Tunesienreise illustrieren. Verschiedene gleiche Themen der Memoiren finden sich wieder in anderer, unmittelbarer Fassung. Später dann lange Seiten mit Nachdenken über Religion, Philosophie, Moral, Literatur, Schreibhandwerk. Schon «*Si le grain ne meurt*» enthielt entsprechende Stellen, etwa die sehr negative Kritik am Stil der «*Cahiers d'André Walter*» oder sei es jene Erkenntnis, dass man wohl mit der Romanform der Wahrheit näherkäme; d.h. dass diese nur mit dem Mehrwert des Künstlerischen versehen, auf dem Umweg über das Lügen also, als *mentir-vrai* verfasst werden könne. Im Horizont des bürgerlich-naturalistischen Romans, der sich mit dem — scheinbaren — direkten Abbilden und der sich daraus ergebenden Wahrscheinlichkeit begnügte, enthielt diese Erkenntnis eine direkt revolutionäre Realismuskritik. Und dies gilt auch für die im Tagebuch enthaltenen Aufzeichnungen zur «*mise en abyme*» einer Spiegeltechnik, die vor allem der Nouveau Roman wieder aufnahm, wenn auch weniger mit Butor, wie die

Anmerkungen sagen, als mit Simon und Robbe-Grillet.

Besonders schön, viel lebendiger und farbiger geschrieben, sind die Berichte über Gides Reisen, vor allem die Hochzeitsreise, wo an verschiedenen Orten Italiens Halt gemacht wurde bis nach Sizilien, Tunis und Biskra. In vielen Abschweifungen ist sozusagen von allem die Rede, nur nicht von seiner Frau. Wer sich über die eigenartige *absence Emmanuèles* im ganzen Tagebuch wundert, kann im Vorwort, das der Mitherausgeber Raimund Theis zu dem Band schrieb, eine sehr schöne und treffende Passage lesen «...; *als innerlichstes, gerade daher nicht darstellbares Geheimnis von Gides Leben, von jeder Darstellung vorausgesetzt, ist sie (Emmanuèle) allgegenwärtig verborgen.*»

Überhaupt belegt der ziemlich umfangreiche einleitende Text wieder einmal, wie aufschlussreich und spannend dieses an sich so langweilige Genre des Vorworts sein kann. Neben den wesentlichen Informationen zu den beiden Veröffentlichungen — die sich nie auf das bloss Sachliche beschränken, vielmehr die Fakten auch in ihrem geistigen, sinnhaften Kontext einsehen — vermitteln vor allem die ersten 10 Seiten zu des Autors «*Welt- und Kunstanschauung*» sehr kostbare Einblicke in das so komplexe Phänomen André Gide. So gibt uns diese in jeder Hinsicht mit Kompetenz und Sorgfalt gestaltete Ausgabe allen Grund, die kommenden Bände mit Spannung zu erwarten.

Gerda Zeltner

¹ André Gide, Gesammelte Werke in 12 Bänden; Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart. 1. Band, Autobiographisches: «Stirb und Werde», Tagebuch 1889–1902.

Gegen die Selbstaufgabe

Eine bekenntnishafte Schweizer Geschichte

«Die Schweiz gleicht keinem andern Staat, weder was die Ereignisse über die Jahrhunderte hinweg in diesem Land anbelangt, noch hinsichtlich ihrer geographischen Lage, der Sprachenvielfalt, des Nebeneinanders mehrerer Religionen und dieser extrem unterschiedlichen Sitten und Gebräuche, wie sie in den verschiedenen Landesteilen vorherrschen. Die Natur hat diesem Staat einen föderativen Charakter gegeben, den zu zerstören nicht weise wäre . . .»

Der Ausspruch, Napoleon Bonaparte zugeschrieben, als er 1803 den nach Paris einberufenen Vertretern der schweizerischen Kantone und Parteien die föderalistische Mediationsakte diktierte, wird in der im Sommer erschienenen jüngsten Schweizergeschichte als die «zutreffendste Ausdeutung schweizerischer Eigenart in historischer Sicht» hervorgehoben. Ja mehr noch: wie ein Zitat aus demselben Geschichtsbuch beim Sprung in die Gegenwart zur Begründung der zögernden Haltung vor einem EG-Beitritt deutlich macht, hält sein Autor an dieser Einschätzung fest:

«Die Vorbehalte schweizerischer Eigenart rühren an das Wesen, um nicht zu sagen die Existenzgrundlagen des Landes. Mit andern Worten: sie bezeichnen den immer wieder in Geschichte und Institutionen markierten, sich von der Entwicklung, den Strukturen und dem politischen Klima der (andern) europäischen Nationen abweichenden «Kontrapunkt». Hervorzuheben sind dabei namentlich die besondere republikanische Ausprägung einer Referendumsdemokratie und der Milizcharak-

ter der Institutionen. Oder der dezentralisierte föderalistische Aufbau, der den Kantonen und Gemeinden weiteste Kompetenzen zugesteht. Es sind das Systeme, die — allen derzeitigen Regionalisierungsbestrebungen zum Trotz — sich der Anwendung in Grossmachtverhältnissen, insbesondere in einer grossen supranationalen Organisation entziehen müssten.»

*

Der Autor einer so deutlich Stellung nehmenden neuen Schweizergeschichte, die den «Kontrapunkt» schweizerischer Eigenart in Aufbau und Ausführung der staatlichen Einrichtungen und Regelungen unterstreicht, ist einer, der nach vorangegangener Bewährung in Regierungsfunktionen auf unterer Stufe während zehn Jahren unseren Staat mitregiert hat. Es ist kein Geringerer als der in den Jahren 1973 bis 1983 der Landesregierung angehörende Georges-André Chevallaz¹. Der Waadtländer «radical» hat sich im Ruhestand nicht resignierend auf das Altenteil gesetzt, sondern — nicht unerwartet — die nie ruhende Gepflogenheit eines an den Geschicken seines Landes nicht nur als Politiker, sondern ebenso als publizistisch tätiger Historiker engagiert teilnehmenden Zeitgenossen weitergeführt und zu einem eine Lücke ausfüllenden, die neuste Neuzeit einschliessenden Werk reifen lassen, das ebenfalls im Ausland Beachtung finden dürfte. Das von einem Lausanner Verlag auch äusserlich hervorragend präsentierte Buch empfiehlt sich über die Landesgrenzen

hinaus mit einem Vorwort Jacques Soustelles von der Académie française.

Drei Vorzüge der Auseinandersetzung mit schweizerischer Vergangenheit und Gegenwart sind besonders hervorzuheben: die innere Anteilnahme, ja Liebe, mit der an den Gegenstand herangegangen wird; die den «Kontrapunkt» nicht scheuende, ja eigens suchende Verarbeitung der Geschehnisse; der Schwung des Welschen, der sich von deutschschweizerischer Nüchternheit abhebt. Wem diese Vorzüge als in einem innern Widerspruch stehend erscheinen, dem sei ein anderes ebendasselbst wachgerufenes Napoleon-Zitat zum besseren Verständnis mitgegeben: *«Wo Gewohnheit und Vernunft sich widersprechen, wird sich immer die Gewohnheit durchsetzen!»*

Die *«Macht der Gewohnheit»*, die auf Chevallaz angewendet positiv als *«Kraft der Erfahrung»* ausgedeutet werden darf, prägt die Darstellung der Geschichte durch einen historisch geschulten politischen Praktiker, der sich nicht von seiner geraden Linie abbringen lässt. Zur Illustration der Besonderheiten so verstandener Schweizergeschichte seien in aller Kürze einige Notizen wiedergegeben, die bei der Lektüre der rund 200 Seiten entstanden.

*

Zunächst die Feststellung, dass der Pakt der drei Urkantone, der am Anfang eidgenössischer Staatswerdung stand, für jene Zeit nichts Ausserordentliches war. Ausserordentlich ist aber die Beharrlichkeit, mit der daran über alle Zeit festgehalten und das Bündnis ausgedehnt wurde. Dazu haben charakteristischerweise die eigenständige Organisation der

«Geschäftsführung im Kollegium», das darauf bedacht war, jeder Machtanmassung herausragender Einzelpersonlichkeiten entgegenzutreten, sowie die kluge Gleichgewichtswahrung zwischen den Stadtstaaten (Luzern, Zürich, Bern) und ihren bäuerlichen Bündnispartnern von Anfang an beigetragen. Auf diese Weise hat sich *«gegenläufig»* zur übrigen Entwicklung, allerdings auch begünstigt durch die Passlage im Herzen Europas, diese Eidgenossenschaft selbst in Perioden behauptet, als parallel zum Absolutismus der Monarchen Ansätze zu autoritären Regimes auch in ihrem Bereich sich bemerkbar machten. Sie sind — eben durch das Kollegialsystem gemildert — selbst im mächtigen Bern in erträglicher Weise praktiziert worden.

Gerade auf Bern bezogen eine Anschlussbemerkung, die wegen der Unabhängigkeit des Urteils besonders bezeichnend erscheint: An Chevallaz' Darstellung fällt die wohlwollende Beurteilung der *«Gnädigen Herren»* durch den Nachkommen ehemaliger Waadtländer Untertanen auf, der unter anderem Wert auf die historische Wahrheit legt, dass die Verurteilung des zum Symbol des nationalen Aufstandes erhobenen Major Davel durch ein waadtländisches Gericht ausgesprochen wurde. Nicht minder bemerkenswert ist des Welschen Chevallaz klare Stellungnahme im gegenwärtigen Streit der Berner mit den jurassischen Separatisten, denen die Mühe vorgehalten wird, einen klaren Volksentscheid zu akzeptieren. Oder der Versuch, seine über die deutschschweizerische Dominanz im *«triangle d'or»* zwischen Zürich, Zug und Basel beunruhigten engeren Landsleute mit dem Hinweis auf die zunehmende Anziehungskraft des mit seiner Basis am Genfersee ver-

ankerten «*triangle d'azur*» zu beruhigen. Dass übrigens für den einstigen eidgenössischen Finanzminister die Hochblüte eines «*Finanzplatzes Schweiz*» nicht das erstrebenswerteste Ziel ist, das geht aus der unüberhörbaren Bemerkung auf die «*Geschäftsmoral*» hervor: dass nämlich auch die festfügtesten Institutionen die Moral nicht zu ersetzen vermögen. Das ist bei uns nicht anders als anderwo!

Neben solch abgewogener Kritik an Auswüchsen eines nur dem Profit verhafteten Wirtschaftsgebarens ist nun allerdings auch die Abrechnung mit den Systemkritikern, die unbekümmert um die tatsächlichen Verhältnisse die ganze Schweiz zum «*Wirtschaftsfilz*» herabwürdigen und auch die letzten Mythen, an die das Volk noch glaubt, zu zerstören bestrebt sind, nicht zu überhören. Chevallaz hält in seinem Schlusswort Übertreibungen hier wie dort die Konstanten schweizerischer staatlicher Existenz gegenüber. Ihre Rekapitulation möge — in der Originalsprache des Autors — auch diesen Buchhinweis abschliessen:

«*Ces constantes . . . sont l'esprit républicain, l'hostilité au pouvoir d'un seul*

homme, la participation du peuple aux décisions essentielles, et jusqu'à la mise en cause de l'Etat lui-même, dans ses institutions fondamentales. C'est le fédéralisme décentralisant le pouvoir dans toute la mesure compatible avec l'efficacité et la solidarité dans la communauté, sauvegardant l'autonomie de minorités diverses, leur coexistence cordiale. C'est le climat de concordance qui s'y lie. C'est enfin la neutralité défendue, politique et militaire, le refus des alliances diplomatiques, la volonté de rester indépendants dans nos décisions, aussi loin que nous le permettent l'organisation de la paix dans le monde, les impératifs urgents de l'environnement, l'aide indispensable des pays riches aux peuples défavorisés . . .»

Diese «Bestandesaufnahme», in Erinnerung gerufen zwischen der Novemberschlacht um die Abschaffung der Armee und der nahen Konfrontation mit den europäischen Einigungsbestrebungen, bleibt aktuell.

Arnold Fisch

¹ Georges-André Chevallaz «Le gouvernement des Suisses ou l'histoire en Contrepoint», Editions de l'Aire, Lausanne 1989.

Hinweise

Schellings Leben und Werk

Arsenij Gulyga, Professor für Philosophie an der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Moskau, ist ein exzellenter Kenner des deutschen Idealismus, unter anderem auch Verfasser einer Kant-Biographie, die zu den besten überhaupt gehört. Nun liegt in

der deutschen Übersetzung aus dem Russischen von Elke Kirsten, sein Buch «*Schelling — Leben und Werk*» vor, dessen Original 1982 erschienen ist. Gulyga erweist sich darin nicht nur als ein profunder Kenner der Lebensgeschichte des Philosophen, sondern auch der Zeit, in der er lebte, der philosophischen Szene sozusagen und der

Fragen, die in ihrer Aktualität hatten. Und Gulyga ist ausserdem ein Schriftsteller, der auch eine schwierige Materie anschaulich und übersichtlich darzustellen versteht. Seine Kapitelüberschriften schon zeugen von seiner Fähigkeit, mit wenig Worten das Wesentliche zu treffen: «Natura naturans», «Die romantische Schule», «Philosophie als Poesie und als Prosa», «Philosophie und Kunst», «Die Freiheit und das Böse», «Götterdämmerung» seien als Beispiele genannt. Eine Auswahlbibliographie und ein Personenregister sowie zahlreiche Abbildungen tragen zur seriösen Information des Lesers bei (*Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1989*).

Simplizissimus Teutsch

Das Hauptwerk des deutschen literarischen Barock, textkritisch ediert und kommentiert von *Dieter Breuer*, bildet Band 1 der «Bibliothek der frühen Neuzeit», zweite Abteilung. Zwölf Bände sind für diese zweite Abteilung geplant, die unter der Gesamtleitung von *Conrad Wiedemann* steht. Hier also: *Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen*, «*Der abentheuerliche Simplizissimus Teutsch*». Der Germanist, aber auch der Literaturfreund wird mit Dankbarkeit diese textkritische Ausgabe eines der berühmtesten Werke der Weltliteratur zur Hand nehmen. Von besonderem Wert ist der Kommentar dazu, der biographische Angaben, Informationen zur Textgrundlage und Textgeschichte, Deutungshinweise, Varianten und Texterweiterungen anbietet, ferner eine Münztabelle und ein umfangreiches Literaturverzeichnis (*Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt am Main 1989*).

Annette von Droste-Hülshoff – Sämtliche Werke

In einem gediegen gestalteten Dünndruckband in der Reihe «Winkler Weltliteratur» sind sämtliche Werke der Dichterin nach dem Text der Originaldrucke und Handschriften erschienen. Als Herausgeber zeichnen *Günther Weydt* und *Winfried Woessler*. Der Band enthält ein Nachwort und eine Zeitafel, ausserdem einen umfangreichen Anmerkungssteil. Als 1844 die erste repräsentative Ausgabe der Gedichte der Droste erschien, erregte sie Aufsehen, weil ihre Lyrik der Erwartungshaltung der Kritik weiblicher Poesie gegenüber widersprach. Ausdrücke wie «spröde», «nicht sentimental», nicht von jener «Verschrobenheit der Empfindung», die man offenbar gewohnt war, kennzeichnen erste Rezensionen. Und einer schrieb: «Wohlan, wir machen dem Geschlecht eine volle und unbedingte Ehrenerklärung. In Annette von Droste-Hülshoff besitzt Deutschland eine Dichterin, der kein Erfordernis wahrer poetischer Begabung fehlt — eine Dichterin der seltensten Weihe, die mit den Dichtern um jeden Preis zu ringen befugt ist.» Man sollte das nicht als «gönnerhaftes Urteil eines Mannes» abtun; es ist die bedingungslose Anerkennung einer literarischen Leistung (*Winkler Verlag, München 1989*).

Abschied von der Vernunft?

Das Buch, eine Essay-Sammlung, ist im Original in Amerika unter dem Titel «*Farewell to reason*» erschienen; die deutsche Version (Übersetzung *Jürgen Blasius*) kündigt «*Irrwege der Vernunft*» an, und generell läuft das, was *Paul*

Feyerabend, der Verfasser, in den hier vereinigten Studien anstrebt, auf ein Plädoyer für den Relativismus hinaus. Wie es keine universelle Moral gibt, so gibt es auch keine universelle Wahrheit. Feyerabend sieht sie in Beziehung und Abhängigkeit von den verschiedenen Kulturphänomenen, die nebeneinander bestehen und Geltung haben. Die abendländische Zivilisation ist nicht legitimiert, sich allen anderen Kulturen aufzuzwingen. Die Wissenschaften, wie wir sie kennen, sind für Feyerabend «eine Tradition unter vielen». Er trägt seine Ansichten und Beweisführungen mit Temperament vor, auch mit Witz und offensichtlicher Lust an der Auseinandersetzung mit seinen Kritikern. Das macht die Lektüre, die immerhin schwierige philosophische und wissenschaftstheoretische Fragen betrifft, immer wieder unterhaltsam (*Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1989*).

Ein Künstlerschicksal im 18. Jahrhundert

Einem, der vergeblich versucht hat, im Weimarer Musenstaat des Herzogs Karl August Fuss zu fassen, ist diese Biographie gewidmet, und geschrieben hat sie die in der DDR lebende Germanistin *Sigrid Damm*, der wir schon ein Buch über Goethes Schwester Cornelia danken. Ihr Buch über «*Das Leben des Jakob Michael Reinhold Lenz*» ist zuerst in der DDR erschienen und erlebte eine zweite Auflage, ehe es, mit Abbildungen versehen, vom *Insel Verlag, Frankfurt am Main*, übernommen wurde. Es ist nicht nur Biographie, es ist auch Sozial- und Kulturgeschichte. Lenz erlebte seine Kindheit im Baltikum, studierte in Königsberg bei Kant, floh nach Strassburg, befreundete sich

mit Goethe und überwarf sich mit ihm später in Weimar so sehr, dass der Minister ihn ausweisen liess. Lenz teilt dieses Schicksal mit anderen, die sich den herrschenden Doktrinen, und sei es auch nur den ästhetischen, nicht beugen wollten. Von seinen Dramen ist am ehesten noch «*Der Hofmeister oder Vorteile der Privatbeziehung*» bekannt, ebenso «*Die Soldaten*». Lenz ist in geistiger Umnachtung gestorben.

Am Amazonas

Über das Leben der Tiere, über die Sitten und Gebräuche der Bewohner, über die Wunder der Natur und über die Abenteuer, die er während eines elfjährigen Aufenthalts um die Mitte des 19. Jahrhunderts am Amazonas erlebte, hat *Henry Walter Bates*, später Vizesekretär für die Royal Geographical Society in London, einen umfassenden Bericht geschrieben, der gerade heute, da es um die drohende Zerstörung des Regenwaldes geht, von besonderem Interesse sein dürfte. Schon Bates hat übrigens Rodungen grossen Ausmasses beklagt. Der Kampf um die Erhaltung der Natur ist eine alte Geschichte. Der überaus informative, naturkundlich und völkerkundlich in gleicher Weise aufschlussreiche Bericht, ist bei *Franz Greno, Nördlingen 1989*, erschienen.

«Wunder des Lebendigen»

Dem ersten, vielbewunderten, folgt hier ein zweiter Auswahlband aus dem Lebenswerk des Insektenforschers *Jean-Henri Fabre*, dem Kurt Guggenheim in seinem Buch «*Sandkorn für*

Sandkorn» ein Denkmal errichtet hat. *Martin Lindauer* und *Jost M. Franz* haben die Kapitel ausgewählt und zusammengestellt, *Liselotte Ronte* hat die Texte aus dem Französischen übersetzt. *Elfriede Kaiser* ist in dem Band mit sieben Zeichnungen vertreten, wissenschaftliche Abbildungen, die sie nach Vorlagen von *Jacobs* und *Renner* gezeichnet hat. Wiederum staunt man über die Beobachtungsgabe *Fabres*, über den Reichtum und die Vielfalt des Insektenlebens, das er beschreibt, und mehr noch wird man feststellen, dass hier exakte, wissenschaftliche Prosa und Lebensweisheit in einem vorliegen, Demut des Beschreibens und das schriftliche Zeugnis eines erfüllten, sinnvoll gestalteten Lebens. Der Band, sorgfältig auch in seinem Äusseren gestaltet, ist wie der erste im *Artemis Verlag, Zürich*, erschienen.

«Rost und Grünspan»

Sie waren seinerzeit so etwas wie ein Bestseller: die Erinnerungen eines Soldaten an den Aktiv-Dienst 1939–45, die *Hans Schumacher* 1964 bei *Artemis* erscheinen liess, mit Zeichnungen von *Charles Hug*, der mit *Schumacher* zusammen eine Zeitlang Reporter im Armeestab war. Im *Werner Claassen Verlag, Zürich*, ist zum 50. Jahrestag der Mobilmachung eine unveränderte Neuausgabe des Buches erschienen, begrüssenswert darum, weil es denen, die sich informieren möchten, Einblick in den Dienstalltag, die Gedanken der Leute, die Stimmung, den Ärger und die kleinen Freuden gewährt. Es sind Veteranengeschichten, in diesen Tagen ja für kurze Zeit wieder aktuell. *Schumacher* blickt, einige Zeit schon danach, zurück auf die Zeit, die ein Teil

seines Lebens geworden ist, nicht weil er das so gewollt hat, sondern weil ihn die Zeitläufte dazu zwangen. Von Heldentum ist in diesen Episoden und Beschreibungen des Soldatenalltags höchstens ironisch die Rede, mit Ernst und Besonnenheit aber vom nüchternen Sinn und von der Würde des Individuums, das auch in Uniform keine blossе Nummer war.

Windspiele

Drachen steigen lassen — der Kenner braucht längst das kürzere englische «Kiting» — ist erfreulicherweise im Aufschwung. Der Mensch, der mit Segelboot, Surfbrett, Hängegleiter und Deltasegler eine neue Beziehung zum Element Luft gewonnen hat, greift auf ältere Überlieferungen zurück. Ursprünge sind in China zu suchen. Der prachtvolle Bildband «Windspiele», den *Achim Käflein* und *Jens Jancke* geschaffen haben, enthält jedoch nicht nur alles über die Geschichte des Drachens (mit historischen Abbildungen, darunter auch Photos), sondern zum Beispiel ein Kapitel über Drachen im Dienste der Wissenschaft. Und natürlich faszinieren vor allem die Farbaufnahmen von den Festivals des Drachens, zum Beispiel im holländischen *Scheveningen*, wo die bunten Gebilde am Himmel Figuren fliegen. Über die Kunst des Drachenbaus und die Technik der Lenkdrachen: Es gibt, muss man wissen, Berühmtheiten dieses Sports und dieser Technik. Ein kleines Drachenlexikon ergänzt den grossformatigen Bildband, der auch für den Betrachter, der es nicht selber versuchen möchte, auf jeden Fall eine Augenweide ist (*Bucher Verlag, Luzern*).